

Verlag Bibliothek der Provinz

Thomas Samhaber (Hg.)

BEGEGNUNG AN DER GRENZE

Milena Jesenská und Franz Kafka in Gmünd

BEGEGNUNG AN DER GRENZE

Milena Jesenská und Franz Kafka in Gmünd

herausgegeben von Thomas Samhaber

lektoriert von Erika Sieder

ISBN 978-3-99028-959-4

© *Verlag* Bibliothek der Provinz

A-3970 WEITRA 02856/3794

www.bibliothekderprovinz.at

Umschlagabbildungen:

Titelseite: Rückseite des Reisepasses von Franz Kafka 1920 mit Visum für Reise nach Gmünd. Národní archiv (Nationalarchiv Prag), Policejní reditelství Praha II – všeobecná spisovna 1931–1940, sign. K 854/6, kart. 7368.

Portraits von Milena Jesenská 1920 © Verlag Neue Kritik und Franz Kafka 1920 © Archiv Wagenbach.

Rückseite: Speisesaal im »Hotel Huber«, koloriert ca. 1920

© MÚ (Stadtgemeinde) České Velenice.

Vorsatz: Karte Gmünd und Umlandgemeinden. 1920 © Privatbesitz.

Nachsatz: Stadtplan ca. 2010 © Stadtgemeinde / MÚ České Velenice).

Inhalt

Meiner Frau Brigitte, ohne deren Ermutigung ich mir diesen Wunsch, das Buch zu schreiben nie erlaubt hätte, und unseren erwachsenen Kindern, besonders Milena, die noch vor 1989 ihren schönen Namen erhielt, lange bevor es uns hier an die tschechisch-österreichische Grenze verschlagen hat.

Aber auch allen »Fans« des Kulturfestivals ÜBERGÄNGE – PŘECHODY, die sich mit uns gemeinsam immer wieder auf grenzüberschreitende künstlerische Abenteuer begeben.

Eine Besondere Begegnung	7
Lebensläufe	9
LESEBUCH	17
ANNÄHERUNG April bis Juli 1920	18
Milena Jesenská: Meine Freundin (Feuilleton über ihr Leben in Wien 1920)	19
Franz Kafka: Der Heizer (Ausschnitt)	26
Franz Kafka: Briefe aus Meran	31
WIEN – PRAG Juli 1920	37
Franz Kafka: Briefe aus Prag, 5. Juli, 6. Juli, 10. Juli	38 42
Milena Jesenská: Brief an Max Brod, 21. Juli	44
Franz Kafka: Briefe aus Prag, 26. Juli, 27. Juli	45
Milena Jesenská: Brief an Max Brod, 29. Juli	48
Franz Kafka: Briefe aus Prag, 30. Juli–10. August	50
BEGEGNUNG IN GMÜND August 1920	53
Franz Kafka: Briefe aus Prag, 1.–12. August	55
Milena Jesenská: Brief an Max Brod, Anfang August	69
Milena Jesenská: Briefe bedeutender Leute, (Feuilleton veröffentlicht am 15. August)	73
Franz Kafka, Milena Jesenská: Eine Ansichtskarte aus Gmünd	77
Franz Kafka: Brief an den Vater (Textauszug)	78
ENTFERNUNG 1920/21	84
Franz Kafka: Briefe aus Prag, 17.–28. August	85
Milena Jesenská: Briefe an Max Brod, Jänner/Februar 1921	97

NACHKLANG 1921/26	105
Milena Jesenská: Ein Traum, Feuilleton 1921 Wien	106 109
Franz Kafka: Späte Briefe aus Prag, bis 1923	114
Milena Jesenská: Nachruf Franz Kafka, 6. Juni 1924	118
Milena Jesenská: Direktzug Prag–Wien (Feuilleton) 1925	120
Milena Jesenská: Es ist nicht gut, sich auf etwas zu freuen (Feuilleton) 1926	126
PANORAMA	129
Schienen zwischen Prag und Wien	131
Der Bahnhof Gmünd	135
Ein Schnitt durch die Stadt	137
Krankheit	141
Post	147
Wirtschaft – Freizeit – Kino	151
Wirtschaft und Bauboom	152
Stadtleben	153
Tourismus	154
Tschechisch – Deutsch – Österreichisch – Böhmisches?	159
Literaturverzeichnis	168
Register	176

EINE BESONDERE BEGEGNUNG AN EINEM BESONDEREN ORT

Da kamen zwei Menschen, er der Versicherungsangestellte und kaum bekannte Schriftsteller aus Prag und sie, die emanzipierte Journalistin und Übersetzerin aus Wien, in einer Stadt und einer Situation zusammen, die man mit einem Wort beschreiben könnte, das allerdings erst später in den weltweiten Sprachgebrauch kommen sollte: kafkaesk.

Es war Sommer 1920. Die Stadt Gmünd, an der Strecke Wien – Prag liegend, hatte etwas von dem Flair der großen Welt, sie war jahrzehntelang ein Begegnungsraum und war nun in diesem Sommer in einer Weise geteilt worden, wie sie nur an großen Schreibtischen, weit weg von dem lokalen Alltag, zwischen Siegern und Verlierern vereinbart werden konnte.

Die Beschlüsse des Friedensvertrages von St. Germain wurden in den Julitagen 1920 in die Realität umgesetzt. Der bedeutende Bahnhof nebst der großen Eisenbahnwerkstätte war der jungen Tschechoslowakei zugesprochen worden, und nun musste die neue Staatsgrenze zwischen die Gmünder Gemeinden so gelegt werden, dass der Bahnhof der österreichischen Stadt plötzlich im Nachbarland zu liegen kam.

Die beiden Menschen, die hier zusammentrafen, hatten mit dem Schreiben von Briefen und im Voneinanderlesen eine so große Liebe zueinander gefunden, dass sie nun wohl nicht genau wussten, wie diese in ihrem Leben Platz finden sollte.

Sie hatten Anfang Juli noch vier gemeinsame Tage in Wien verbracht und dabei – was in ihrer Beziehung wohl nur selten vorkam – Stunden einer gewissen Unbeschwertheit erleben können. Um einander bald wieder

treffen zu können, hatten sie sich als Ort Gmünd ausgesucht, weil er von beiden mit dem Zug erreichbar war und sozusagen auf halber Strecke lag. So konnten sie zumindest für ein halbes Wochenende einander nah sein. Fahrpläne wurden studiert, Briefe und Telegramme geschrieben, schließlich der 14. und 15. August 1920 vereinbart.

Diese Begegnung von Franz Kafka und Milena Jesenská an der neuen Grenze, die sich damals erst seit wenigen Tagen wie eine frische Wunde durch die Stadt gezogen hat, war auch eine Zäsur im Verhältnis der beiden Liebenden. Sie trafen einander auch später noch, bis zum frühen Tod von Franz Kafka im niederösterreichischen Kierling, immer wieder. Als Freunde, als im Schreiben, in zwei Sprachen Verbundene, sie als seine Übersetzerin, er als Bewunderer ihrer Texte, beide einander als Persönlichkeiten zutiefst schätzend und wohl noch immer als Liebende, aber ohne die Vorstellung der Möglichkeit eines gemeinsamen Lebens, – so wie vor Gmünd.



LEBENSLÄUFE

Eine Liebe – Zwei Leben

1883/1896

BEIDE in Prag geboren und »wohlbehütet« aufgewachsen, ER im Jahre 1883, SIE 13 Jahre später. IHR Elternhaus ist katholisch, tschechisch-nationalistisch, SEINES deutsch-jüdisch. BEIDER Väter sprechen tschechisch, BEIDER Väter sind dominant, patriarchalisch, körperlich mächtig, beruflich erfolgreich. IHRER als Arzt und Professor an der Kieferchirurgie, SEINER als Kaufmann mit einem Geschäftslokal im Palais Liechtenstein.

BEIDE Kinder erhalten eine gute Ausbildung, SIE am ersten Mädchengymnasium der Monarchie, dem bekannten »Minerva«, das auch die Tochter des weltfamen späteren Präsidenten Tomáš Garrigue Masaryk besuchte, ER am deutschen Gymnasium. BEIDE besuchen die Universität in Prag, ER bricht zunächst ein

Chemiestudium ab und absolviert daraufhin das Jusstudium mit mäßigem Erfolg. SIE bricht das Medizinstudium ab und wechselt zum Fach Musik, aber auch das betreibt sie nicht ernsthaft und bleibt ohne Abschluss. SIE ist muttersprachlich tschechisch, ER deutsch. BEIDE verstehen die jeweils andere Sprache sehr gut, SIE wird seine Werke ins Tschechische übersetzen, ER wird sie bitten, ihm auf seine Briefe in Tschechisch zu antworten.

1910

BEIDE leiden unter den Erwartungen ihrer Väter, BEIDE enttäuschen diese, ER antwortet mit Selbstwürfen, Rückzug, Ängsten, SIE mit Widerspruch, Rebellion und dem provokanten Missachten seiner Ratschläge. ER ist angepasst und unauffällig, beginnt bald nach dem Studium in der Arbeiterunfallversicherung zu arbeiten, bringt es zum Obersekretär. SIE und ihre Freundinnen stolzieren in Prag, immer nach der neuesten Mode gekleidet, auch am Corso, der üblicherweise von den Deutschsprachigen frequentiert wird, SIE provoziert mit ihrem Selbstbewusstsein.

1914

BEIDE lieben Literatur, lesen leidenschaftlich. SIE hat mit 16 schon eine beachtliche Büchersammlung internationaler Schriftsteller, mit tschechischer, französischer und deutscher Literatur. ER kennt die Klassiker, nimmt aber auch regen Anteil an den neu erscheinenden Werke deutscher und tschechischer Autoren und Autorinnen in seinem Umfeld.

BEIDE beginnen schon in jungen Jahren zu schreiben, die Texte von BEIDEN werden zunächst in Zeitungen publiziert, IHRE Essays, Reportagen, Modeberichte und SEINE Beobachtungen, Erzählungen und Fragmente erscheinen.

1915

ER liest – selten zwar – öffentlich SEINE Texte. Schon sein Text »Die Verwandlung« hat für Aufsehen gesorgt. In München fallen bei der Lesung »In der Strafkolonie« Menschen in Ohnmacht und müssen aus dem Saal gebracht werden.

1916

BEIDE besuchen in Prag das Café Arco, wo sich der deutschsprachige »Prager Kreis« von Literaten trifft. SEIN lebenslanger Freund Max Brod ist einer davon.

1917

In diesem Künstlerkreis ist auch Ernst Pollak, einer der ersten, der SEIN Talent erkennt. SIE geht mit dem deutschsprachigen Juden Ernst Pollak eine Liebesbeziehung ein, zum Entsetzen des Vaters, der seine renitente Tochter – die auf seinen Namen Schulden macht, Menschen wie Pollak mit Geschenken überhäuft, Morphium aus seiner Praxis stiehlt – , in eine Nervenheilanstalt einweisen lässt.

1918

ER unternimmt Reisen, beruflich und privat, nach Berlin, Paris, Wien, Italien. SIE zunächst nur nach Wien, wohin SIE mit IHREM Mann Ernst Pollak ziehen muss. SIE hat ihn gegen den Willen des Vaters geheiratet und erhält die Mitgift unter der Bedingung Prag zu verlassen.

1919

IHR Ehemann findet sofort in Wiens Kaffeehäusern Anschluss, ist seiner Frau notorisch untreu, SIE muss IHR Einkommen selbst aufbringen, mit Koffertragen am Bahnhof, Tschechischunterricht, Gelegenheitsarbeiten wie als Übersetzerin bei Sigmund Freud oder journalistischen Texten.

ER versucht mehrmals vergeblich zu heiraten. Mit Felice Bauer ist er zwei Mal verlobt, zweimal löst er die Ver-

lobung wieder, auch die Verlobung mit Julie Wohryzek löst er – wegen IHR – auf.

1920

BEIDE sind nicht gesund, er leidet unter Tuberkulose, die nach einer knapp überlebten Spanischen Grippe wieder virulent geworden ist, erhält Genesungsurlaub und ist von Frühjahr 1920 bis Juli in einer Kuranstalt in Meran. SIE leidet unter den schlechten Lebensbedingungen in Wien, auch SIE wird viel Zeit in Sanatorien verbringen.

BEIDE schreiben einander Briefe, BEIDE möchten SEINE Texte ins Tschechische übersetzt haben, SIE übersetzt, ER antwortet. Die Briefe der BEIDEN einsamen, einander verstehenden Menschen werden intensiver, intimer, leidenschaftlich, liebevoll.

BEIDE wollen nach der Beendigung SEINER Kur in Wien zusammentreffen, ER kommt mit Angst, SIE führt IHN durch die Natur um Wien, BEIDE erleben unbeschwerte Tage. Auf SEINER Heimreise nach Prag mit der Bahn kommt es in Gmünd zu Problemen beim Passamt. Der Bahnhof Gmünd ist durch die Umsetzung des Friedensvertrages seit kurzer Zeit am Staatsgebiet der Tschechoslowakei gelegen, ER benötigt von Wien ein Visum nach Prag.

BEIDE verbringen am 14. und 15. August 1920 ein gemeinsames Wochenende, diesmal in der Grenzstadt Gmünd, deren Randgemeinden nun Cmunt v Čechach (Gmünd in Tschechien) heißen, treffen einander am prächtigen Bahnhof, ER übergibt IHR den Text »Brief an den Vater«, sie gehen spazieren, kaufen eine Ansichtskarte von Gmünd und schreiben diese gemeinsam SEINER Schwester. BEIDE nächtigen im Hotel Huber. BEIDE reisen am nächsten Tag wieder ab, ER nach Prag, SIE nach Wien. BEIDE fühlen das Ende der Möglichkeit eines gemeinsamen Lebens als Paar.

BEIDE schreiben einander weiter Briefe, BEIDE verfassen zahlreiche Texte, die in Prager Literaturzeitschriften publiziert werden. SIE ist bei den ersten Salzburger Festspielen als Journalistin, er erwartet IHREN Premierenbericht zu lesen.

1921

SEIN gesundheitlicher Zustand verschlechtert sich, immer wieder wird er zu Kuraufenthalten gezwungen, schließlich möchte er den Briefwechsel mit IHR beenden, SIE wendet sich verzweifelt an SEINEN Freund. Aber der Kontakt zwischen beiden bleibt, ER übergibt IHR SEINE Tagebücher.

ER wird endgültig gesundheitsbedingt pensioniert, fährt aufs Land ins Haus seiner Schwester nach Planá nad Lužnicí.

1922

SIE wird immer mehr zur anerkannten Essayistin und Modejournalistin, ER schreibt weitere Erzählungen und arbeitet an SEINEM letzten großen Werk: »Das Schloss«.

1923

ER schreibt kleinere Erzählungen und lernt Dora Diamant kennen. ER zieht nach Berlin.

1924

ER kommt wieder nach Prag und wird mit Verdacht auf Kehlkopftuberkulose in das Sanatorium Wienerwald in Pernitz, dann ins AKH nach Wien eingeliefert und schließlich, betreut von seiner Freundin Dora Diamant und seinem Freund Robert Klopstock im Sanatorium Kierling gepflegt.

ER schreibt seine letzte Erzählung, bittet seine Eltern, ihn nicht zu besuchen. ER erhält letzte Besuche von Max Brod, Schwester Ottla und wahrscheinlich auch von IHR. ER stirbt am 3. Juni 1924, SIE schreibt in der »Národní listy« einen Nachruf. SEIN Leichnam wird mit dem

Zug von Wien über Gmünd nach Prag überstellt und am 11. Juni in Prag beigesetzt.

SIE trennt sich von ihrem Mann.

1925

SIE kehrt mit ihrem neuen Freund, dem Kommunisten Xaver Graf Schaffgotsch nach Prag zurück. Wird in kulturellen Kreisen wieder zur vielbeachteten Figur. Leitet eine eigene Redaktion, gesammelte Essays von ihr erscheinen in Buchform.

1926/28

SIE wird Mitglied in der links-avantgardistischen Künstlergruppe »Devětsil«, der Dichter, Architekten, Philosophen, Maler und Regisseure angehörten. SIE heiratet den aufstrebenden Bauhaus-Architekten und Mitglied der »Devětsil« Jaromír Krejcar.

SIE leitet mit ihrer »Minerva«-Freundin Staša Jílovská die Redaktion der Illustrierten Pestrý Týden. IHRE Tochter Jana (»Honza«) kommt zur Welt. SIE selbst aber leidet an einer langwierigen Verletzung des Beines, die Schmerzen kann sie nur mit Morphin bekämpfen. SIE nähert sich der Kommunistischen Partei an und schreibt in der »Rudé Právo«.

1937/38

SIE wird Redaktionsmitglied in der angesehenen liberal-demokratischen Redaktion »Přítomnost«, der auch Künstler wie Josef Čapek, Autoren aus dem deutschsprachigen Kreis und deutsche Emigranten wie Heinrich Mann angehören.

SIE besucht die Sudetengebiete und schreibt über den drohenden »Anschluss« an das Deutsche Reich und über den Verrat an der demokratischen Tschechoslowakei durch das »Münchener Abkommen«.

1939

SIE ist nach dem Einmarsch der Truppen Hitlers im

Widerstand aktiv, schreibt für eine illegale Zeitung, verhilft verfolgten Menschen, die sie heimlich in ihrer Wohnung untergebracht hat, über die Grenze. Wird mehrmals von der GESTAPO in Prag verhört, dann nach dem Prozess in Dresden freigesprochen, daraufhin aber in »Schutzhaft« genommen und ins KZ Ravensbrück interniert. Freundet sich mit der Lagerinsassin Margarethe Buber-Neumann an. Plant ein Buch über Stalinistische und Nationalsozialistische Konzentrationslager.

1941
SEINE drei Schwestern werden alle zwischen 1941 und 1944 in Konzentrationslagern ermordet.

1944

SIE stirbt am 17. Mai im KZ Ravensbrück im Alter von 47 Jahren.

SIE wird als »Gerechte unter den Völkern« ausgezeichnet und geht als »Milena, Kafkas Freundin« in die Literaturgeschichte ein.

ER wird einer der bedeutendsten Autoren des 20. Jahrhunderts, SEIN Familienname wird zum weltweit bekannten Adjektiv.

Quellen:

Neben einschlägiger Literatur (Brod, Wagenbach, Stach, Buber-Neumann, Černa, ...) vor allem: die biographische Skizze von Dorothea Rein und die Zeittafel der Österreichischen Franz Kafka Gesellschaft, verfasst von Charlotte Aigner (vormals Spitzer).

ANNÄHERUNG

April bis Juli 1920

Milena Jesenská und Franz Kafka kennen einander flüchtig vom Café Arco in Prag.

Sie lebt nun mit ihrem Mann Ernst Pollak in Wien unter schwierigen Verhältnissen, die sie in ihrem später veröffentlichten Essay »Meine Freundin« lebensnah skizziert. Bei einem Besuch in ihrer Heimatstadt Prag im Herbst 1919 treffen sie und ihr Mann Franz Kafka. Sie schlägt ihm vor, seine Texte ins Tschechische zu übersetzen.

Im Frühjahr 1920 befindet sich Franz Kafka auf Genesungsurlaub in der Pension »Ottoburg« in Meran. Er korrespondiert mit seiner Übersetzerin und erhält schon bald die Ausgabe der Literaturzeitschrift »Kmen«, in der die tschechische Fassung seines Fragments »Der Heizer« unter dem Titel »Topič« publizierte ist. Ein immer intensiver werdender Briefwechsel beginnt.

Die folgenden Textauszüge sind mit freundlicher Genehmigung von Verlag S. Fischer abgedruckt.

Milena Jesenská: »Meine Freundin«. Erstveröffentlichung in der Zeitschrift »Tribuna« vom 27.1.1921. Zitiert nach: Franz Kafka, Briefe an Milena. S. Fischer, Frankfurt/Main, 1986.

Franz Kafka: »Der Heizer«. In: Franz Kafka. Gesammelte Werke. S. Fischer, Frankfurt/Main, 1983. Auflage von 1995.

Franz Kafka: »Briefe an Milena«. S. Fischer, Frankfurt/Main, 1986.

Milena Jesenská (alias: A. X. Nessay)

Meine Freundin

Der Mensch besitzt die Fähigkeit zur Freundschaft nur, solange er noch ganz jung ist. Haben Sie das noch nie bemerkt? Später, sobald er älter oder, sagen wir: reifer wird, schließt er Freundschaften schrecklich schwer und mühsam, gleichsam ungerne und gereizt und ganz entschieden nicht auf Dauer. Aber manchmal drängt sich eine solche Freundschaft durch das Leben auf eine zuweilen sehr seltsame Freundschaft und, wenn Sie so wollen, eigentlich schon gar keine Freundschaft mehr. Beethovens gute Freundin war angeblich ein alter, geschnitzter, breiter Speiseschrank, der in einer Zimmerecke stand. Meine Freundin ist meine Hausbesorgerin Frau Kohler, die jeden Morgen um sieben Uhr mit einem zärtlichen Ausdruck im Gesicht und einem Besen in der Hand an meinem Bett steht und – in ihren löchrigen Hausschuhen ungeduldig von einem Bein auf das andere tretend – mitleidsvoll darauf wartet, dass ich das Zimmer verlasse, damit sie aufräumen kann.

Sie glauben wohl, ich will eine Humoreske schreiben? Ganz und gar nicht. Ich schreibe gerührt und mit Tränen in den Augen. Diese Frau aus dem Volke, ein unverfälschter, ungebildeter proletarischer Trampel noch aus der verflossenen Generation, hat von allen Menschen auf der Welt das beste Herz, und ich liebe sie mit einer tiefen Liebe und Zärtlichkeit. Ich werde immer sentimental, wenn ich an sie denke. Ich bitte um Vergebung, wenn ich mich ungewöhnlich weichherzig ausdrücke. Die Vorstellung ihres runden Mondgesichts, in dessen geometrisch exakter Mitte eine winzige Stupsnase sitzt, unter welcher ein breiter, sparsam bezahnter Mund

klafft, eines Gesichts, das in einer Art wunderlicher Verlegenheit vor der Welt ewig schwitzt, rührt mich immer bis zur Ergriffenheit. Es hat lange gedauert, bis ich herausfand, welches Grinsen ihrer Züge Freude bedeutet und welches Schmerz und Zorn, aber mit der Zeit habe ich mir untrügliche Anzeichen ihrer Stimmungen eingepägt: so z. B.: wenn sie Freude hat, sträubt sie ihre isolierte Oberlippe drohend in die Welt hinaus, und wenn sie traurig ist, werden ihre Äuglein violett, als ob sie in Tränen ausbrechen wollte, und die Nase bläht sich auf zu ungeahnten Dimensionen. Wenn sie etwas will, umkreist sie mich in einer Art Hast, staubt dreimal hintereinander mein Tintenfass ab und denkt von selbst daran, dass Mehl geholt werden muss, und heizt ein, ohne die Fenster sperrangelweit offenstehn zu lassen, was selten vorkommt. Ist aber etwas Schreckliches passiert, dann ist ihr Gesicht wirklich und wahrhaftig schreckensbleich und totenstarr, und ihre ganze Gestalt dreht sich gleichsam um die eigene Achse, als ob von oben, direkt von oben ein unerwarteter Keulenschlag niedergegangen wäre. Wenn ich diesen Ausdruck in ihrem Gesicht sehe, erstarre ich bis ins innerste Seelenmark vor Entsetzen: er ist immer berechtigt.

Das Angenehmste an ihr ist eine gewisse Regelmäßigkeit ihrer Dienstleistungen. Ich kann mich mit Bestimmtheit darauf verlassen, dass sie auf die Minute genau alles eine Stunde später macht, als ihr aufgetragen wurde. Sie müssen zugeben, dass das eine gute Eigenschaft ist, wenn sie zu einem so unumstößlichen Prinzip wird. Wenn ich will, dass sie um sechs einheizt, bitte ich sie, um fünf einzuheizen, und habe es dann um halb sieben warm im Zimmer. Übrigens herrscht diese Regelmäßigkeit überall und in allem. Ich weiß ganz genau, dass sie mir pro Jahr nicht mehr Strümpfe stiehlt als vier

Paar, für jede Jahreszeit ein Paar, womit sie völlig auskommt. Mehr als fünf Würfel Zucker auf einmal sind nie aus meiner Zuckerdose verschwunden. Mehr als ein kleines Stückchen ist von dem Butterklumpen, der im Eisschrank liegt, nie abgeschnitten, und aus der Kondensmilchdose verschwinden allerhöchstens zwei Kaffeelöffel pro Tag. Sie nimmt nie mehr als sie braucht, und sie braucht wenig. Begeistert von so etwas wie Veredelungs-, Verbrüderungs- und Gleichheitsstreben, machte ich ihr vor einem Jahr den Vorschlag, sie solle nicht mehr stehlen, dann würde ich ihr das, was sie regelmäßig stiehlt, lieber selbst geben. Ich habe sie damit zu Tode erschreckt, die arme Seele. Weil sie aus meinem Gesicht keinerlei List herauslesen konnte, traute sie sich nicht zu behaupten, sie stehle nicht, und sie wusste nicht recht, was sie von mir halten sollte. Ihre ängstlichen Augen blickten mich zunächst vorwurfsvoll, dann verbittert an. Ich sah vollständig ein, dass sie im Recht war, und seither ist alles beim alten geblieben.

Es ist nicht gerade wenig, was wir zusammen durchgemacht haben. Diese drei Jahre über, die ich in dieser verfluchten Stadt sitze, ist sie mein Trost gewesen. Ich weiß, dass ihre Liebe zu mir ebenso groß ist wie meine zu ihr und dass ich mich auf sie verlassen kann. Aber das habe ich nicht immer gewusst. Seinerzeit, als ich den dummen Einfall hatte – geben Sie 's doch zu, wer auf der Welt hat noch nie so einen Einfall gehabt? –, mich zu vergiften, hatte ich davon noch keine Ahnung. Als ich eine Woche lang in der leeren Wohnung lag, ohne eine Menschenseele zu kennen, halb bewusstlos, wurde ich täglich um die Mittagszeit durch ein mächtiges Rütteln geweckt, mit dem Frau Kohler mich ins Leben zurückrief. In den Nebelschwaden meines Wachtraums schwamm vor mir ein verheultes, rundes Gesicht, zer-

laufen wie Wasser, und nach Petroleum stinkende Hände stopften mir einen großen, runden, schwarzen Knödel in den Mund, den sie mir eigenhändig gekocht hatte, nach ihrer etwas sentimentalen Vorstellung von böhmischen Knödeln, von denen ich ihr immer laut vorgezwärmt hatte. Das wiederholte sich so oft, bis ich Kraft genug hatte, diese schwarze Kugel wieder zu erbrechen. Ich glaube aber, dass ich mich nie wieder vergiften werde. Nicht aus Todesfurcht, sondern – weil kaum anzunehmen ist, dass wir beide uns voneinander trennen werden –, also, um aufrichtig zu sein: aus Furcht vor neuen Knödeln der Frau Kohler.

Übrigens war das noch nicht das Schlimmste, was wir beide durchgemacht haben. Es passierte, dass wir – durch die politischen Verhältnisse von unseren respektiven Heimatländern abgeschnitten, ich von Böhmen, sie von Ungarn – monatelang ohne einen Heller dasaßen, mit knurrendem Magen, auf dem Aschenkasten in ihrem Kellerloch, beim blakenden Licht einer Petroleumlampe, und uns den Kopf zerbrachen, wie wir zu Geld kommen sollten. Hunger ist schlimm und eine fremde Großstadt grausam. Der Trödler im Haus nebenan hatte schon unsere Hemden geschluckt, und alle unsere Ringe lagen in der Pfandleihe; damit bezahlten wir die roten Rüben und das schmutzige Kraut, die wir mittags, abends, morgens und vormittags aßen, solange es ging. Aber nichts währt ewig. Und in dieser Unewigkeit erwies ich mich als der schwächere Kämpfer. Mein Magen vertrug das Kraut nicht, und mein allgemeiner Schwächezustand erlaubte mir nicht, mich weiter um unsere gemeinsame Speisekarte zu kümmern, die mir – wie das ganze Leben – schrecklich nutzlos vorkam. Aber Frau Kohler hat es für uns beide geschafft. Je apathischer ich war,

desto lebhafter wurde dieses kleine Persönchen, und ihre von »Gicht« geschwollenen Füße vollbrachten wahre Wunder, und ihr Gehirn heckte Transaktionen von geradezu börsenreifen Dimensionen aus. In dem dumpfen Glauben, dass man leben müsse, wirkte sie Wunder, die mir heute noch ein Geheimnis sind. Keine Krone, die sie nicht mit mir geteilt hätte, kein Stück Brot, von dem die größere Hälfte nicht mir zugefallen wäre. Wo wäre ich heute, wenn es sie nicht gegeben hätte? Damals habe ich mir gelobt, dass, wenn ich einmal Millionär bin, auch sie die Hälfte bekommt, und ich stehe fest zu meinem Gelübde. – Sie werden sehen.

Mein Gott! Wie drei solche Jahre mit einem umspringen. Damals waren wir das, was man eine Bohème-Gemeinschaft nennt. Wir hatten allesamt nichts zu essen, und weil es bei uns doch weniger kalt war als auf einer Bahnhofsbank, geschah es oft, dass irgendeiner von den verzweifelten Mitgliedern dieser kleinen Gesellschaft die kleine Kammer hinter unserer Küche bewohnte, wo heute zum Zeichen gutbürgerlichen Wohlstands stolz ein Feuerholzstapel bis zur Decke emporragt. Frau Kohler machte sich mit rührender Opferbereitschaft zum Kameraden all dieser Leutchen. Abgerissene Knöpfe, gerissene Schnürsenkel, ausgefranste Hemdkragen, schmutzige Schuhe, all das gewann unter ihrer mütterlichen Hand wieder ein adrettes, manierliches Aussehen. Sie nannte alle beim Vornamen und war gekränkt, wenn sie weggingen, ohne etwas von dem schwarzen Zichorienabsud geschluckt zu haben, den sie ihnen zu bereiten pflegte. Sie schnitt Gedichte aus, zeigte sie stolz den Nachbarn und legte sich mit der Polizei an, die einen von ihnen für einen Kommunisten hielt, während Frau Kohler

»nichts auf ihn kommen ließ«. ¹ Mit aufrichtiger Freude verfolgte sie unsere Fortschritte, und sie sind nicht undankbar, die ehemaligen zerlumpten Hungerleider. Wenn W. aus Italien zurückkehrt, wo er sich für das Honorar seines letzten Romans aufgehalten hat, oder L. aus Prag kommt, von einer großen Zeitschrift mit einer wichtigen Mission betraut, oder wenn F. eintrifft, der heute Weinreisender, oder E., der Bahnbeamter ist, dann stellen sich alle unten in ihrer kleinen Küche ein. Und da frischt sie ihnen selig die Bügelfalten ihrer Hosen auf und schüttelt den »Gnä' Herren« die Hand, nachdem sie sie an der Schürze abgewischt hat. Aber in Momenten, wo uns beiden einsam und traurig zumute ist, gedenken wir gemeinsam derjenigen aus diesem Freundesbund, die der Not von damals erlegen und gestorben sind. Es sind drei. Sie vermochten nicht zu »verbürgerlichen«. Die Äuglein der Frau Kohler füllen sich mit Tränen, und durch den Abenddämmerchein des Raums trompetet ein gerührtes, mächtiges Schnäuzen.

Frau Kohler ist Witwe. Ihr Mann ist im Kriege gefallen, und wenn Sie seine Photographie sehen würden, wären Sie verwundert. Er war ein sehr fescher Mann mit einem langen Schnurrbart. Aber Frau Kohler hat keinen Mangel an Freiern. Es bewerben sich Alte und Junge um sie, was sogar dazu führt, dass Frau Kohler den Ruf genießt, eine Sirene zu sein, einen Ruf, den sie nicht verdient, weil an allem nur ihr gutes Herz Schuld ist, das niemandem etwas abschlagen kann. Ihre Liebe gilt nur einem einzigen, der jedoch einen schrecklichen »Charakterfehler« besitzt: alle sechs Wochen trinkt er

sich besinnungslos, kommt um Mitternacht zu Frau Kohler, stößt unter Gebrüll die Haustür ein (wenn sie zufällig abgeschlossen ist, was sie nicht zu sein pflegt, weil Frau Kohler nicht so kleinlich ist), prügelt sie mit seiner trunkenen Faust so, dass anderntags mein Fußboden ungekehrt und ungebohnt bleibt. In den sechs Wochen dazwischen ist er still und friedlich wie ein Lamm, geht Kohlen holen und bringt ihr kleine Blumensträuße und Schokoladentäfelchen. Am Ende der sechs Wochen wiederholt sich der Vorfall. Frau Kohler zerschlägt dann vor Kummer Teller in meiner Küche, schüttelt den Kopf und jammert: »Nein, so etwas! So ein rothaariges Luder«. Ich kann es ihr nachfühlen. Nur eins ist mir nicht klar: warum sie ihren Einziggeliebten »rothaarig« schimpft, wo er doch in Wirklichkeit so schön rabenschwarz ist? Aber vielleicht verwechsle ich ihn mit dem anderen.

Das ist meine Freundin. Sie sehen, ich kann mir ein Leben ohne sie nicht vorstellen. Sollte ich nach Amerika übersiedeln, wird sie mein umfangreichstes Gepäckstück sein. Ich kann morgens nicht aufwachen, wenn sie nicht mit dem Besen und in ihrer bestickten Schürze neben meinem Bett steht. Wenn mir etwas zustieße, könnte ich mich niemandem anvertrauen, wenn ich sie nicht zu Hand hätte, und das Abendessen würde mir nicht schmecken, wenn ich wüsste, dass sie den ihr gebührenden Teil davon nicht gestohlen hat, was manchmal versehentlich auch passiert. Wir haben stillschweigend untereinander ausgemacht, dass wir einander nie verlassen. Wenn Sie also mich sehen sollten, werden Sie auch Frau Kohler sehen, und wenn Sie Frau Kohler erblicken, kann auch ich nicht weit sein.

¹ Dieser Satz ist aus der Übersetzung von Reinhard Fischer übernommen, die hier besser verständlich ist. In: Milena Jesenská. Alles ist Leben. Hrsg. Dorothea Rein, Frankfurt, Verlag Neue Kritik, 1999.

Autor

Thomas Samhaber, (*1964), aufgewachsen in Peuerbach, Oberösterreich. Erste Publikation in »Junge Literatur aus Österreich 1979«, ab 1980 Lesungen eigener Texte in Ö3, Alte Schmiede Wien. Matura in Linz, Studium Germanistik und Geschichte, Universität Wien. Alleinerziehender Vater von vier Kindern. Ab 1992 Mitarbeiter der Waldviertel Akademie, Studien und Umfragen zur Grenzöffnung. Betreuung der Wanderausstellung und Publikation: Kulturen an der Grenze, 1995: Vortrag an der Carleton – University in Ottawa, Kanada, über österreichische Auswanderung um 1900. Teilnahme an Forschungsprojekten zur Geschichte der Grenzregion unter der Leitung von Prof. Hanns Haas, Oliver Rathkolb, Andrea Komlosy. Recherche im Auftrag der Österreichischen Historikerkommission. Mitarbeit an historischen Projekten von Niklas Perzi (Stories), Franz Pötscher (30 Jahre Öffnung Eiserner Vorhang). Mitarbeiter der NÖ Dorf- u. Stadterneuerung, Moderator und Redakteur bei Radio Waldviertel; ca. 300 Sendungen zu regionalen Themen. Universitätslehrgang der Uni Klagenfurt: Abschluss zum »Akademisch geprüften Regionalmanager«; 2000 Geschäftsführer des Waldviertel Festivals. Seit 2001 mit der Künstlerin und Kulturmanagerin Brigitte Temper-Samhaber verheiratet, Eltern einer Patchwork-Großfamilie. 2003 gemeinsame Firmengründung (Fa. ILD): Organisation und Durchführung von ca. 300 Projekten im Bereich Jugend, Partizipation, Kultur und Grenzüberschreitung. Darunter das Kulturfestival ÜBERGÄNGE PŘECHODY seit 2004. Gemeinsame Publikationen zur Regionalentwicklung: z. B.: Regionen sind auch nur Menschen. Öhling, 2008. 2013–2015 »Regionalmanager Waldviertel«. Anschließend wieder in der Firma ILD Temper-Samhaber KG. Artikel, Ausstellungen und Projekte mit Schwerpunkt Südböhmern-Waldviertel. Lebt mit seiner Frau, Brigitte Temper-Samhaber und der gemeinsamen Tochter in Harmanschlag im Waldviertel, in engem Kontakt mit den sechs erwachsenen »Kindern«.

Danksagung

Zunächst möchte ich hier der Österreichischen Franz Kafka Gesellschaft namentlich Dir. Manfred Müller und Charlotte Aigner sowie den Stadtgemeinden Gmünd und České Velenice für die bereitwillige Unterstützung danken.

Diese beiden benachbarten Städte haben das Glück, über großartige Persönlichkeiten zu verfügen, die sich intensiv mit der Geschichte des Raumes auseinandersetzen, erstaunliche Zusammenhänge aufzeigen und faszinierende Bücher veröffentlichen: Franz Drach, Manfred Dacho, Daniel Lohninger, Jíří Österreicher, Bernhard Schneider, Roman Šollar (sen. u. jun.) und Harald Winkler sind hier im Besonderen zu nennen. Ihnen gebührt der Dank, dass die aktuelle Forschung auf so hervorragende Arbeiten und gesichtetes Material aufbauen kann. Für das von ihnen und Karl Tröstl zur Verfügung gestellte Bildmaterial möchte ich mich hier besonders bedanken.

Unseren Waldviertler Universitätsprofessoren Andrea Komlosy, Oliver Rathkolb und Hanns Haas, die sich immer wieder mit diesem Grenzraum und seiner Geschichte auseinandersetzen, und unter deren Leitung ich an mehreren Forschungsprojekten mitarbeiten durfte, bin ich ein Leben lang dankbar. Ebenso dem jungen Stadtarchivar von Gmünd Harald Winkler für Literaturtipps, sein profundes Wissen und die beeindruckenden Fotos aus dem Stadtarchiv, die er »auf Knopfdruck« für dieses Buch bereitstellen konnte. Eine großen Dank auch dem Historiker und international anerkannten Tschechien-Österreich-Experten, meinem Freund Niklas Perzi für Durchsicht, Anregungen und Korrekturen.

Für dieses Lesebüchlein gebührt vor allem Richard Pils, dem Verleger und Buchliebhaber, der den Anstoß gegeben hatte, mein ganz besonderen Dank.

Verlag Bibliothek der Provinz

Literatur, Kunst, Wissenschaft und Musikalien